gesträubt; bohrt den scharfen Blick in sonnerliche Himmelsbläue, streicht mit der Hand das Kinn, fragt, als sei er eben schwer beleidigt worden: „Ob es heute noch regnen wird . . .?“

Ringsher tanzt goldiger Sonnenschein, jedes Gewölk scheint eitler Traum, trotzdem flötet München eilig: „Ganz bestimmt! Bei der Wärme gibt es ein Gewitter.“

Mißtrauisch sieht Menzel die Hüterin seiner Wirtschaft an, die hält stand; sie fühlt doch, weil sie sich mit Genies auskennt, „er“ will Regen. Also muß es regnen!

„Den Stock,“ gebietet grämlich die kleine Exzellenz.

Erleichtert schnellt Fritz eilig hin und her, die Amelang strahlt Sommerglut und Güte aus, neue Zeichenstifte werden gebracht, — wortlos stampft Menzel die Treppe hinab, bleibt auf der Straße stehen, beschattet die Augen mit der Hand, sucht mit dem Jupiterblick lange mißtrauisch, äußerst gereizt, den Himmel ab.

Er kann doch augenblicklich Sonnenschein nicht gebrauchen! Der kleine Herr schilt laut und deutlich vor sich hin. Aengstliche, lachende Blicke treffen ihn, man wendet den Kopf. Exzellenz fühlt sich nicht gestört, denn er merkt es gar nicht.

Er braucht unbedingt die Spiegelung des Laternenlichts auf nassem Asphalt. Man kann sich vorstellen, wie das Licht einfällt . . ., natürlich kann man das. Indessen —, die Wirklichkeit könnte doch anders als die Vorstellung sein. Gewiß. Durchaus denkbar. Und wenn man an die Widerspiegelung geht . . . Menzel bleibt stehen, stört zehn Leute im eiligen Lauf, ohne etwas davon zu ahnen, sucht aber gründlich erneut den Himmel ab. Köstlicher, wolkenloser Sonnentag. Achtundzwanzig Grad im Schatten.

Erbost schießt Menzel in sein Stammkaffee. Nun trinkt er schon die fünfte Tasse Schwarz. „Pst!“ warnt der Ober, wenn ein Bekannter der kleinen Größe nahen will. „Pst!“ Niemand wagt sich heute heran, bis . . . Die sechste Tasse wird gerade lautlos gereicht, eitel Seligkeit im Blick springt Menzel auf.

Dröhnender Gewitterschlag! Höflich lüftet Exzellenz den Hut, stürmt davon, von seinen Rockschößen wild umweht.

Blitz und Schlag. Ha! Regenflut. Stürzend, platschend.

Aeußerst behend ist Menzel bis zur Leipziger Straße gelangt. Und hier steht er nun. Unschlüssig, auf den Goldknauf des Stockes gestützt, sieht er bang und sehnsuchtsvoll nach der gegenüber liegenden Seite, ob er auch den geeignetesten Widerschein findet . . jenen . . der . . ha!, dort drüben . . rechts. Er ist's, den seine Phantasie gesucht. Eilig fährt die Hand nach seinem Zeichenblock.

Im gleichen Augenblick fühlt Menzel, wie die Erde unter ihm entweicht, sieht er sich von starken Armen umfaßt, an tiefgelegenster Rückenpartie sanft von einer Riesenfaust empor gehoben, eiligst über den Damm davon getragen. Räder rasseln, Wagen knirschen, Regen platscht, und Menschen hasten.

Menzel zappelt, wehrt sich, ruft.

Doch ein voller Baß hoch über seinem zornerfüllten Jupiterhaupt beschwichtigt ehrfurchtsvoll. „Exzellenken, lassen Sie man, so wat macht man ja jern; das is heute vor Ihnen zu jlibberich, un weil ich doch sah, daß Sie ribba wolln. Mir macht das nischt. Da haben wir's ja auch schon.“

Sprach's und setzte Menzel sorglich auf der Gegenseite ab, mitten in den bewußten Widerschein. Mit so viel Umsicht und zarter Hand, wie es nur ein Rollkutscher vermag, der dank langer Umzugspraxis weiß, was auf regenfeuchter Straße einer kleinen, wertvollen Persönlichkeit geschehen kann, wenn nicht zur rechten Zeit von fachkundiger Seite eingegriffen wird. Mit jener Handbewegung der Bescheidenheit, die nach guter Tat jeden Dank ablehnt, faßt er an den Mützenrand und entschwindet, eilig, wie er gekommen ist.

Als Menzel wutschäumend, aufgehalten durch Menschen und Wagenflut, auf der Gegenseite wieder anlangt, hat der Regen aufgehört. Achtundzwanzig Grad im Schatten trocknen die Nässe schnell. Die Spiegelung des Lichts ist nicht mehr festzustellen . . .

An diesem Abend zweifelte selbst München Amelang, ob sie sich völlig auf Genies verstand.

Abklang.

Von Hans Hiehold.

Der Sommer hat sich an Lichtströmen verschwendet. Braune Schnitterinnen banden die bunten Farben zwischen dem Korn in die Fesseln der Garben. Der Ruch der Rosen in den Gärten welkte in den Kerkerwänden des Glases hin. Die Wiesenbänder sanken unter dem Schneiden der Sense.

Nebel, Stille und Sinnen . . . Undurchsichtig wird das Land, das einst so weit war. Rote Beeren schimmern vom Hang. Silbern-quick will der Bach der leisen Melancholie entfliehen. Alle Morgen langt der feuchte Dunst nach den weißen, roten und blauen Tupfen auf dem Rain, alle Morgen.

Noch ist es Sommer. Aber das Blühen ist übersättigt. Noch scheint die Sonne wohlig und warm, daß die Mütter auf allen Wegen die Kleinen ausfahren. Doch die Schatten sind nicht mehr so blau.

In dem kleinen Vorgarten fließt das Himmelsbunt der Wicken ineinander. Die Sonnen der Rudbeckias stellen an das Staket eine brennende Wand. Im Garteneck prahlt rot-roter Phlox, als hätte das Leben für ihn erst jetzt seinen Sinn bekommen. Als der Star von der Stange seines Kastens in dem großen Apfelbaum sein erstes Lied probierte, war es im Garten schön. Aber auch die herbheiteren Blumenfarben von heute liebe ich. Ich will hinunter gehen, mich neben die Großmutter auf die ein wenig standmüde Bank setzen und mich von der letzten Sommersonne umwärmen lassen.

Die Holzlatten leuchten, als ständen sie in Flammen. Na, willst du wohl! Ein Spätzlein äugelt aus dem Apfelbaumschatten so vertraut zu den drei großen Rädern der Sonnenrosen hin, daß selbst der alten Frau seine Absicht klar wird. Was murmelt sie? Sonnenblumenkerne will sie im nächsten Jahr nicht wieder legen, weil doch nur die Spatzen und Drosseln die Köpfe leer fressen. Ja, wozu anders sind sie denn da! Das kann sie auch nicht im Ernst gemeint haben, denn mit den blanken Sonnenschilden würden dem Garten die frohesten Augen genommen sein.

Großmutter läßt übrigens in ihm wachsen, was da und wo es eben will. Sie kann keiner Pflanzenseele das Glück des Lebens nehmen. So sind denn die paar Händevoll Gartenerde ein richtiger Wundergarten. Er bringt den Schmelz der Schneeglocken und den steifen Buchsbaum hervor, das wehe Neigen der Narzissen. Der dunkle Traum der Schwerter und das Blumenblut von Mohn und Rittersporn bereiten sich in ihm zum Blühen in den Tod. Flatterrosen rieseln einen Rausch. Ueberall Blumen und Gewächse, die hier eine gastliche Stätte finden und auf ihre Weise den Dank geben. —

Der Atem der Sonne wird matter. Der Schimmer des Gärtchens verfliegt. Die Luft über den Zaunspitzen wird kühl. Das Rot und Gelb und Blau klingen und strahlen aus. Die große Sonnenblume schließt leise ihr Tor. —

Ist es der letzte Sommertag, hinter dem schon der Blumen und Leben dämpfende Herbst in meinen Garten sieht?

Ein Dreijähriger rettet zwei Menschen und eine Katze.

Der dreijährige Sohn von Frederick Rice rettete durch seine vermutlich unbewußte, aber doch praktisch wirksame Geistesgegenwart seine Mutter, seinen elf Monate alten Bruder und sein Lieblingskätzchen. Der kleine Junge erwachte nachts in einem Wochenendhaus durch Brandgeruch und Hitze. Augenblicklich sprang er aus dem Bett, lief in den Garten, wo sein Vater, wie er wußte, bis tief in die Nacht hinein zu lesen und zu rauchen pflegte, und bat ihn herzlich, sein Kätzchen zu retten, es sei Feuer im Hause ausgebrochen. Der Vater rannte wie ein Verzweifelter an die Brandstelle; denn er wußte nun auch seine Frau und einen elf Monate alten Säugling gefährdet. Seine wilden Rufe schreckten die Mutter im letzten Augenblicke auf. Sie stürzte sich mit dem schnell herangerafften Kinde in die Flammen und suchte über das brennende Treppenhaus das Freie zu gewinnen. Der Gatte kam gerade rechtzeitig, um die bewußtlos gewordene Frau an die frische Luft zu tragen. Der Dreijährige rief ebenso laut nach seinem Kätzchen wie der Vater nach der Mutter. Es erschien kläglich miauend am flammenumzuckten Fenster und wagte schließlich den rettenden Sprung in die Tiefe. Die Feuerwehr war rasch zur Stelle, konnte aber nur mit genauer Not zwei andere Wochenendhäuser, auf die das Feuer schon übergesprungen war, vor der Vernichtung bewahren. Ohne das entschlossene Auftreten des Dreijährigen, der um das Leben seiner Katze bangte, wären Mutter und Kind rettungslos verloren gewesen.

Warburger Warte

Gratisbeilage zum Warburger Kreisblatt

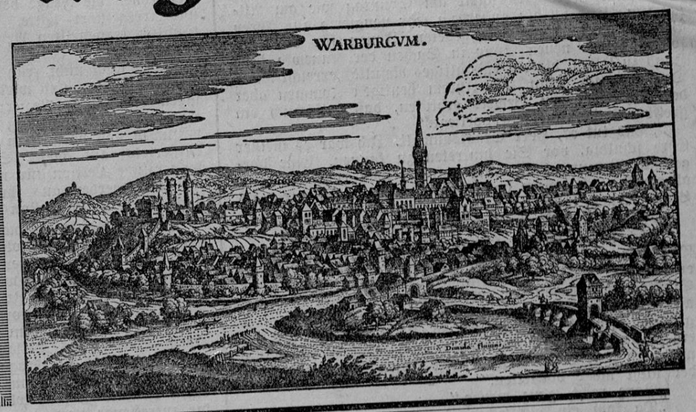
Erscheint wöchentlich zweimal

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleiter Paul Quick, Warburg

Druck und Verlag des Warburger Kreisblattes



Nr. 73 — 11. September 1929 — 4. Jahrgang

Alte Schuld.

Roman von R. Kohlrausch

Copyright by Greiner & Co., Berlin NW. 6. (Nachdruck verboten.)

26. Fortsetzung.)

Rittner ging in das Wohnzimmer zurück und spionierte auch hier wieder ein wenig umher. Als einziger Gegenstand erregte noch eine Schreibmappe seine Aufmerksamkeit. Sie war sehr abgebraucht und lag auf einem Schreibtisch aus Eichenholz, der zwischen den beiden Fenstern stand. Ein gebrechlicher Spiegel hing darüber an der schmalen Wand. Als Rittner einen Blick in die Mappe geworfen hatte, bewegte sein Kopf sich unmutig hin und her. Diese Mappe war stumm, sie verriet keine Geheimnisse. Die an den Rändern eingerissenen Blätter darin waren mit einem so dicht verwobenen Netze von Schriftspuren überzogen, daß eine fast einheitliche schwarze Fläche darauf lag. Entweder mußte Frank sehr viel zu schreiben haben oder das Löschpapier mußte seit langer Zeit nicht erneuert worden sein.

Mißmutig musterte Rittner Blatt für Blatt, ob nicht irgendwo trotzdem einzelne Worte zu erkennen seien, doch kam er bis an die allerletzte Seite, bevor seine Hoffnung sich erfüllte. Hier war das Papier bei weitem nicht so sehr geschwärzt, und am unteren Rande war sogar eine freie Fläche geblieben, auf der ein paar Wortspuren deutlich erkennbar waren. Rasch ergriff Rittner die Mappe und hielt sie vor den Spiegel, um den Spuren so womöglich Sprache zu verleihen. Und wirklich fingen dort im Spiegel ein paar Worte zu klingen an, unerwartete, hier im Zimmer eines Verbrechers fremdartig überraschende Worte. Geliebt — geliebt — ge“ — Ritter fühlte sich seltsam ergriffen von den unvermuteten Tönen. Diese einzelne Silbe am Schluß, dies in der Mitte durchgerissene Wort klang ihm wie ein Schrei, der in der Dunkelheit verhallte. Ein Schrei, der die letzten guten Regungen einer verlorenen Menschenseele klagend in die Nacht hinausruft. Es war ihm, als wenn er den verworfenen Bewohner dieses Raumes neben sich am Schreibtisch sitzen sähe, ruhelos das Papier mit Worten bedeckend, in denen er, der sich keinem lebenden Wesen offenbaren durfte, seine Not, Angst, Verzweiflung und — seltsamerweise — auch eine leidenschaftliche Liebe dem toten Stoffe vertraute, um dann plötzlich aufzuspringen und rasch zu vernichten, was er geschrieben hatte. —

Die drei Worte verwirrten Rittner, verschoben das in Gedanken ausgemalte Bild von dem, der sie geschrieben hatte, weckten ein leises Gefühl des Mitleids in seinem Herzen, gegen das er sich wehrte.

Frau Becker, die das Kind wieder auf den Arm genommen hatte, kam jetzt abermals zu ihm herein. Er zwang sich, sie mit einem Lachen zu begrüßen und sagte: „Diesmal war der Irrtum auf meiner Seite. Jetzt habe ich den Brief des Herrn Frank noch einmal gelesen und gefunden, daß er mich erst auf morgen vormittag bestellt hat. Ich hatte den Tag verlesen. Also hat mein Warten heute keinen Zweck. Seien Sie so gut, meine Karte dem Herrn Frank zu übergeben und ihm zu sagen, daß ich morgen wiederkommen würde.“ —

Dabei zog er eine Visitenkarte hervor, die Frau Becker in Empfang nahm, schien sich aber noch nicht gleich von Klein-Annchen trennen zu können, sondern begann aufs neue mit ihm zu kosen. Zwischendurch tat er die Frage:

„Herr Frant soll ein sehr tüchtiger Schauspieler sein. Er studiert wohl immer, wenn er zu Hause ist?“

„Ach, gnädiger Herr, das ist sehr verschieden — das mit dem Zuhausesein und mit dem Studieren. Gewiß, er tut ja wohl seine Pflicht und spielt auch sehr gut, aber immer nur kleine Rollen. Und manchmal kommt er ganze Nächte nicht nach Hause, daß ich ihn schon öfters ausgescholten habe. Die letzte Zeit ist es auch besser geworden. Ich meine“ —

„Was meinten Sie?“ fragte Rittner, da sie zögerte.

„Ich meine, daß er jetzt ein Theaterstück schreibt. Er hat einmal gesagt, mit einem Stück ließe sich noch Geld machen. Und jetzt sitzt er oft stundenlang am Schreibtisch und schreibt. Wenn ich hereinkomme, klappt er immer die Mappe zu, daß ich nicht sehen soll, was es ist. Aber es muß wohl keine so leichte Sache sein, das mit dem Stückschreiben. Denn immer verbrennt er wieder, was er geschrieben hat. Ich finde morgens oft eine Menge verbranntes Papier im Ofen da, wenn ich ihm Feuer mache.“

„Ja, ja, ich glaube gern, daß die Sache nicht leicht ist. Aber nun muß ich wirklich gehen. Vergessen Sie meine Karte nicht, Frau Becker.“

Sie versicherte, daß alles pünktlich ausgerichtet würde, und Rittner ging nach zärtlichem Abschied von der Kleinen, die mit ihren Kinderhändchen in seinen Pelz griff, wieder hinunter und sagte vor sich hin: „Dein Stück dürfte wohl eine Tragödie werden.“

* * *

Auch am Sonntag schien eine milde Frühlingssonne, und ein schmaler, hellgoldener Strahl fiel in das Arbeitszimmer des Herrn Staatsanwalts Lüdemann, der hier — es war dreiviertel auf elf Uhr vormittags — dem

Polizeikommissar Brennert gegenüber saß. Dieser hatte sich eben entschuldigt, daß er am Sonntag störe, der Staatsanwalt aber lächelte sein menschenfreundliches Lächeln und sagte:

„Das macht gar nichts. Wir müssen unsere Pflicht im Dienste der Gerechtigkeit am Sonntag wie am Alltag tun. Und ich bin außerdem sehr neugierig auf Ihren Bericht. Sie haben mich gebeten, Ihnen für die Verfolgung einer neuen Spur in Sachen der Kunewka freie Hand zu lassen, bis ein endgültiges Resultat erreicht wäre. Das habe ich getan. In Ihrem heutigen Kommen aber darf ich wohl den Beweis erblicken, daß tatsächlich ein greifbares Resultat jetzt vorliegt."

„Das tut es, Herr Staatsanwalt. Ich war es meiner Ehre schuldig, vor Sie hintreten zu können. Eine vorgefaßte Meinung hatte mich anfangs vom richtigen Wege abgelenkt. Ich gestehe das offen ein und werde mir's als Lehre dienen lassen."

„Tun Sie das, mein lieber Brennert."

„Schon seit meiner Haussuchung beim Regierungsrat Düringer war mein Glaube an seine Schuld ein wenig erschüttert. Aus psychologischen Gründen. Der Herr Staatsanwalt haben die dort gefundenen Briefe von ihm an seine Frau — oder vielmehr an seine Braut — ja gelesen. In ihnen war ein so tiefes Gefühl für sie ein so nachdrückliches Arbeiten an sich selbst — ich könnte mir nach dem Lesen dieser Briefe diesen Mann als Mörder nicht mehr vorstellen."

„Ganz recht, ganz richtig."

„Da kam ein glücklicher Zufall. Ein junger Mann meldete sich bei mir, der den Regierungsrat kurz nach dem Morde gesehen haben wollte. Ganz entfernt von seiner Wohnung, in einem ganz anderen Stadtteil. Und er berichtete zu meiner Ueberraschung, dieser angebliche Regierungsrat habe sich am Wall in einem leeren, offenen Bauschuppen zu schaffen gemacht."

„Sonderbar!"

„Mein erster Schritt war natürlich zu diesem Schuppen. Ich hatte das Gefühl, daß ich dort etwas finden müßte, wenn ich auch selbst nicht wußte, was ich erwartete. Und ich habe gefunden."

„Lassen Sie sehen", sagte der Staatsanwalt; Brennert hatte im Sprechen einen in Papier gewickelten Gegenstand hervorgezogen, den er nun von seiner Hülle befreite.

„Dies ist es. Ich fand es an einem Nagel, der aus der inneren Schuppenwand vorsprang. In der Dunkelheit und Eile muß der sogenannte Regierungsrat mit einem Tuch an dem Nagel hängengeblieben sein, wobei dies davon losriß."

„Ein Stück von einem groben, weißen Stoff — und hier ein gelblich-roter Flecken darauf? Sagen Sie, Brennert, auch die Ermordete hatte doch" —

„Gewiß, Herr Staatsanwalt, auch am Aermel von ihrem Kleide war ein Flecken von genau derselben Farbe. Die Aehnlichkeit ergab sich mir auf den ersten Blick. Wir wußten auch, daß die Spur von Schminke herrührte; das hatte uns der chemische Sachverständige auseinandergesetzt. Aber von den eigentlichen Künsten und Feinheiten der Schminke hatte auch er keine rechte Kenntnis gehabt. In sie hat mich erst ein anderer Sachverständiger eingeweiht, an den ich mich damals leider nicht gleich gewandt habe, den ich nun aber, weil meine Kombinationen mir den Weg zu ihm wiesen, sofort befragte."

„Wer war es?"

„Der Theaterfriseur. Und er hat mir Aufschlüsse gegeben, die merkwürdig zu meinen frisch aufgetauchten Vermutungen stimmten. Danach sind Schminken für den Teint von Männern und Frauen in der Farbe sehr verschieden voneinander. Die Teintschminke für Männer ist erheblich dunkler, oft auch gelblicher, bis ins Bräunliche hinein — so wie der Flecken auf dem Lappen hier."

„Das ist interessant und mir neu."

„Die Spur auf dem Aermel der Ermordeten konnte daher auch nicht von einer Schminke stammen, die sie selbst benutzt hatte, wie wir fälschlich annahmen. Es war Männerschminke, und die Kunewka mußte sich damit befleckt haben, während sie sich mit erhobenem Arm gegen ihren Mörder wehrte. Der Mörder mußte demnach in einer Maske, in einer Verkleidung zu ihr gekommen sein — als Doppelgänger des Regierungsrats Düringer."

„Bravo, bravo! Die Sache scheint mir zu stimmen."

„Sie stimmt, Herr Staatsanwalt. Als ich dort in dem Schuppen, den Herr Düringer betreten haben sollte, diese Schminkespur fand, fuhr es mir gleich wie ein Blitz durch die Gedanken: ein Doppelgänger!"

„Sie werden sich erinnern, daß ich gelegentlich schon mit Ihnen die Frage besprach, ob nicht eine Aehnlichkeit uns irregeführt hätte. Auf den Gedanken solch einer künstlich hergestellten Aehnlichkeit bin ich allerdings nicht gekommen."

„Ich auch nicht früh genug — leider! Die auffallenden, scheinbaren und wirklichen Widersprüche in den Aussagen des Herrn Regierungsrats machten mich so mißtrauisch gegen ihn, daß ich allen anderen Erklärungsversuchen von vornherein ablehnend gegenüberstand. Mein Mißerfolg auf dieser Spur war eine verdiente, aber schmerzliche Lektion für mich."

„Sie werden aus ihr lernen, und somit erfüllte sie auch ihren Zweck. Nun aber weiter."

„Der Gedanke lag nahe genug, daß nur ein Kollege der Schauspielerin sich solch eine Verkleidung erdacht hatte. Wer von diesen Kollegen öfters bei ihr verkehrt hatte, wußten wir. Die Zahl war ja nur klein. Der alte, dicke, von einer eifersüchtigen Frau bewachte Oberregisseur Stiegler blieb wohl von vornherein aus dem Spiel. Der Charakterspieler Marconi war am fraglichen Abend in einem Konzert als Deklamator aufgetreten, konnte demnach auch nicht in Frage kommen. So blieb nur noch der Chargenspieler Frank. Wenn es mir möglich war, einen Zeugen zu ermitteln, der ihn an jenem Abend um die zutreffende Zeit in seinem Haus oder davor auf der Straße in der fraglichen Verkleidung erblickt hatte, dann war er überführt. Solch einen Zeugen hab' ich gefunden; gestern abend ist es mir gelungen. Ein Bäcker, der im Nebenhause wohnt und um drei Viertel auf acht Uhr gerade in der Tür stand, hat ihn gesehen. Der wirkliche Regierungsrat aber ist bis zehn Minuten vor acht zu Hause gewesen; es kann also nur der Schauspieler gewesen sein."

„Und nun?"

„Nun möchte ich um einen Haftbefehl bitten, damit mir dieser Schurke nicht entwischt."

Eilig nahm der Staatsanwalt ein Formular und griff zur Feder. Hastig flog sie darüber hin.

„Hier haben Sie den Befehl. Und machen Sie schnell, daß Ihrem klugen Vorgehen der Lohn nicht fehlt. Aber nehmen Sie ein paar handfeste Männer mit — es ist vielleicht nötig."

Mit eiliger, stummer Verbeugung empfahl sich der Kommissar. — —

Es Uhr schlug es, als Rittner das Haus betrat, in dem der Schauspieler wohnte. Sein Herz klopfte nun doch, indem er die Treppe hinanstieg, aber der feste, zähe Vorsatz, den Freund aus einer unwürdigen und quälenden Lage zu befreien, überwand jede Regung von Schwäche.

Daß Rittner Frank nicht mit absolut sicherem Beweis des Mordes überführen konnte, war ihm bewußt; er hatte sich aber in der Nacht einen Trick ausgedacht, um ihn durch Ueberraschung zu überrumpeln. Wenn er ihm auf den Kopf zusagte, daß er selbst ihn am fraglichen Abend in der Verkleidung des Regierungsrats gesehen habe, dann war sein Spiel möglicherweise gewonnen. Und er hatte sich, bevor er ins Haus trat, noch genau dessen Umgebung betrachtet, um durch Lokalfarbe seiner Lüge Wahrscheinlichkeit geben zu können.

Nun trat er ein und befand sich dem Mann gegenüber, dem in den letzten Tagen all seine Gedanken gegolten hatten. Was er vor sich sah, war eine menschliche Ruine. Von tiefen Furchen und Schatten war das bleiche, bartlose Gesicht erfüllt; bläuliche Ringe lagen um die geröteten Augen. Eine ganze Geschichte von Schuld, Verzweiflung, Trunk und Angst war abzulesen aus den verwitterten Zügen. Als Frank aufstand, um seinen Besucher willkommen zu heißen, riß ein Taumel ihn seitwärts, und mit Anstrengung nur gewann er eine festere Haltung. Die Hand aber, die er zum Gruß erhoben hatte, zitterte in der Luft; es war die Hand eines Trinkers, der die Herrschaft über seine Glieder verloren hatte. Stärker als am Tage vorher war auch der Schnapsgeruch im Zimmer; die Flasche, die Rittner bereits kannte, stand mit einem Wasserglas daneben auf dem Schreibtische. Sie war beinahe leer.

(Fortsetzung folgt)

Die drei Ohrfeigen.

Eine Dorfgeschichte von Heinrich Peters.

Das große Schulzimmer des Dorfes war an diesem Septembermorgen von hellem Licht erfüllt. Wenn die Jungen aus den Fenstern guckten, so konnte ihr Blick ungehindert über das weite grüne Land schweifen, bis hin zu den blauen Hügeln der fernen Geest. Das war viel kurzweiliger als das dumme Rechnen. Auch der alte Lehrer schien heute nicht so ganz bei der Sache zu sein. Aus beidem entstand der Zusammenstoß in Gestalt einer Ohrfeige.

Guschen Kettelhoot, der Sohn einer armen Häuslingswitwe, war der Unglückliche. Der zwölfjährige Junge hatte gerade von Indianern und Skalpieren und Tomahawks geträumt, als ihn eine jähe Frage überfiel. Die Antwort blieb aus. Der Lohn folgte auf dem Fuße. Die Ohrfeige wurde schweigend gegeben und hingenommen; das ist bei dieser Erscheinung stets ein bedenkliches Zeichen.

Die Uhr schlug elf, die Schule war aus. Stur und eilig strebte Guschen nach Haus. Als ihn ein Freund in aller Harmlosigkeit an seinem blonden Schopfe zog, besah er einen Puff, der weit über das ortsübliche Maß hinaus ging. Nur ein paar karge Bissen aß der Junge, dann lief er über den schmalen Steg hinüber zum benachbarten großen Hofe, wo er die Würde eines stellvertretenden Pferdejungen bekleidete, um schon früh ein paar Groschen mit zu verdienen. In seinem Kopfe wälzte er gewaltige Gedanken.

Als er abends beim Futtern half, gab er heimlich dem dicken Braunen ein Extrabündel Heu und puffte ihn vertraulich in die Seite. „Wenn schon, denn schon!" sagte er voll Energie und spuckte gewaltig wie ein Großknecht aus. Das hätte er lieber nicht tun sollen, denn der Bauer hatte beides gesehen. So erlebte die Ohrfeige eine zweite verbesserte Auflage. Guschen focht das nicht weiter an. Ehe er sich aber trollte, murmelte er halblaut dem Braunen zu: „Also morgen! Denn man zu!" Eine ganze Welt lag darin. Dann verschwand er vom Hofe und legte sich daheim in seine Butze.

Drüben saß der Bauer in seiner Stube und starrte in die Petroleumlampe, bis ihm ganz schwummerig vor den Augen wurde. Schließlich setzte er sich in den großen Lehnstuhl mit den Ohrenklappen. Das war das sicherste Zeichen, daß er Sorgen hatte. Er dachte daran, wie das hier auf dem Hofe doch seit dem Tode seiner Frau nicht mehr recht klappte und daß da wieder eine Frau hergehöre. Er wußte auch eine, dahinten im Flecken. Sie hieß Amanda und er Amandus, das paßte ja gut. Endlich stand er auf, und merkwürdigerweise murmelte er genau dieselben Worte wie der kleine Vizepferdejunge: „Also morgen! Denn man zu!"

Am frühen Nachmittag des nächsten Tages sagte er zum Großknecht: „Spann' den Fuchs ein! Ich fahre nach Cattenbruch. Guschen soll heute abend hier bleiben und auf mich warten." Bald darauf rollte der schmucke gelbe Wagen davon. Aber das mit Cattenbruch war nur eine Kriegslist, beim nächsten Feldweg bog Amandus in die Richtung zum Flecken ein.

An diesem Abend erlebte der nichtsahnende Braune sein blaues Wunder. So gegen Zehn, als sich in der Scheune kein Laut mehr hören ließ, legte Guschen dem Pferde verstohlen die Trense an. Und dann umwickelte er ihm die Hufe mit Stroh, was dem Alten in seinem ganzen Leben noch nicht passiert war. Er mußte in die kühle Nacht hinaus. Draußen kletterte Guschen gewandt auf den breiten Rücken. „Hü, Oller!" sagte er, und auf Schleichwegen ging es auf die Landstraße.

Zwischen dem Dorfe und dem Flecken gab es eine lange, einsame, schnurgerade Strecke, der Poggenacker geheißen. Um diese späte Stunde war sie dunkel und menschenleer, doch nein — jetzt kam ein fröhlicher Wagen mit zwei hellen Laternen angerollt. Der Bauer saß darin. Er hatte sich mit dem erfreulichsten Erfolge betätigt. Nun war er rechtschaffen müde, die Zügel hingen schlaff in seiner Hand.

Aber da gab es eine jähe Unterbrechung. Was dem munteren Fuchs nun auch in die Krone gefahren sein mochte — plötzlich scheute er, daß der nickende Bauer vornüber schoß, nahm den Zaum zwischen die Zähne, riß die Zügel gewaltsam los und galoppierte wie ein Besessener davon. Entsetzlich wurde der leichte Wagen hin und her geschüttelt, jeden Augenblick konnte er umschlagen. Krampfhaft hielt sich Amandus fest, der Schweiß stand ihm auf der Stirn, und außerdem schämte er sich gewaltig. Vergeblich suchte er den Fuchs zu beruhigen; der raste nur um so toller. Die hohen Pappeln jagten vorbei; gespenstisch warfen die Laternen zuckende Lichter über den Weg.

Da tönte plötzlich von fern ein frohes Wiehern durch die Nacht, und nun noch einmal, schon bedeutend näher, und nun zum dritten Male und diesmal ganz nahe. Der Fuchs spitzte die Ohren; und da ihm der Klang des Wieherns so vertraut erschien, vergaß er seine Mucken und verfiel in einem gemütlichen Trab. Im Nu war der Bauer aus dem Wagen gesprungen und hatte den Zügel wieder gefaßt.

Aus dem Dunkel tauchte ein mächtiges Pferd mit einem kleinen Reiter auf. Sehr herzlich begrüßten sich die beiden vierbeinigen Genossen, bei den zweibeinigen war dies nicht gerade der Fall.

„Komm mal her, mein Sohn!" sagte Amandus.

Guschen glitt ganz verdutzt von seinem Sitz herunter.

„Sieh mal an! Ist das auch wohl 'ne Art, hier zu nachtschlafender Zeit auf fremder Leute Pferde durch die Gegend zu kutschieren?" sagte der Bauer. „Da soll doch gleich ein Donnerwetter drein schlagen!" Im nächsten Augenblick holte Guschen seine dritte Ohrfeige weg.

Aber diese Maulschelle war doch etwas ganz anderes als ihre beiden Schwestern, ja — soweit bei einer solchen Kraftentfaltung überhaupt davon die Rede sein kann —, sie hatte sogar ein wenig von einer Liebkosung. Und als die beiden wieder zu Hause ankamen, schimpfte der Bauer kein bißchen.

„Wo wolltest Du denn drauf los?" fragte er.

„Nach Amerika!"

„Und willst Du das nun bleiben lassen?"

„Ja!"

„Und willst Du das ganz gewißlich nicht wieder versuchen?"

„Nee!" erwiderte Guschen.

Da drückte ihm der Bauer einen richtigen Taler in die Hand und streichelte ihm freundlich den Kopf: „So, nun stell das Pferd ein und denn mach los! Gute Nacht, mein Junge!"

So hatten sich die Ohrfeigen schließlich doch noch gelohnt.

Falsch befördert . . .

Skizze von G. Bue.ß

„Und wenn Sie die Tasse hinsetzen, Fritz, daß sie nicht klirrt. Exzellenz liebt dergleichen nicht. Es stört die Phantasie."

Fritz, sehr jung und windhundrank, schlenkert siegesseifrig mit dem Teegeschirr davon. Minchen Amelangs Rundlichkeit schwebt ihm „zur Sicherheit" behende nach. Sie weiß, daß „er" jetzt arbeitet, und Fritz ist erst vierzehn Tage im Haus.

„Pst", haucht Minchen, und jede Rundung ihrer reifen Molligkeit fleht, deutet, beschreibt: leise . . huschen . . schweben . . nur kein Geräusch! Fritz bricht langsam der Angstschweiß aus. Wesentlich in seinem schönsten Mut vermindert, pirscht er sich mit der Grazie des jungen Hundes zur Tür des Allerheiligsten heran. Auf Zehen stehend drückt er gegen die Klinke, die Augen achtsam Minchen zugewandt, deren kurze Arme heftig winken: piano . . pianissimo . .

Klirrrrr. — da liegt die gute Tasse.

Aus Stapeln aufgerollter Zeichnungen zischt der kleine Herr des Hauses kampfeszornig vor; wie ein weißes Banner flattert seine Mähne.

Blitzschnell duckt sich Fritz, auf alles vorbereitet. Doch die kleine Größe stutzt im Anlauf, neigt das zürnende Jupiterhaupt leicht zur Seite, ruckt an der Brille, schaut auf Fritz, . . welche sanfte Biegung einer Rückenlinie!

Menzel zeichnet schon. Und die Perle, Minchen Amelang, die sich nach eignem Urteil „gut mit Genies versteht", hat mit jeder ausdrucksvoll bewegten Rundung ihrer angenehmen Körperfülle Fritz längst heftig signalisiert: Stehen bleiben!

Stille herrscht im Raum; Menzel zeichnet, Minchens Gehusch um die neue Tasse vernimmt man nicht. Schweigen, bis ein Windstoß die Tüllfalbeln am offenen Fenster mit heftigem Geflatter beweat. Käb hält Menzels Stift inne. Er lauscht an-